

Mira Lobe

Insu-Pu

Die Insel der verlorenen Kinder

Bearbeitet von Claudia Lobe

Jungbrunnen

Mira Lobe

wurde 1913 in Görlitz in Schlesien geboren. Dass sie Talent zum Schreiben hatte, zeigte sich schon an ihren Schulaufsätzen. Sie wollte studieren und Journalistin werden, was ihr als Jüdin im nationalsozialistischen Deutschland verwehrt wurde. Daher lernte sie Maschinenstrickerin an der Berliner Modeschule. 1936 flüchtete sie nach Palästina. Dort heiratete sie den Schauspieler Friedrich Lobe, mit dem sie zwei Kinder hatte. Ab 1950 lebte sie in Wien, wo sie am 6.2.1995 starb.

Mira Lobe hat fast 100 Kinder- und Jugendbücher geschrieben, für viele von ihnen hat sie Preise und Auszeichnungen erhalten.

Zu ihren bekanntesten Werken gehören *Das kleine Ich bin ich* (1972), *Valerie und die Gute-Nacht-Schaukel* (1981), *Die Geggis* (1985) und *Die Omama im Apfelbaum* (1965)

Inhalt

Vorwort	7
Ein Brief wird geschrieben	10
Der Brief kommt an	17
Die Reise	21
Die Katastrophe	29
Ein schlimmer Anfang nimmt ein gutes Ende	37
Ankunft und erste Begebenheiten	43
Die Insel wird entdeckt	53
Sepp und Claudia	60
Die Überraschung im Rucksack	67
Die Kinder stellen sich vor	76
Diana und die Affen	85
Diana und die Affen (Fortsetzung)	100
Herr Doktor Stefan	111
Das Leben wird geordnet	122
Zwischenfall am Fi-Tri-Ba-Ba	140
Wolfgang und die Schlange	149
Die Revolution	161
„Mein Enkel fällt mir auf die Nerven ...“	176
Michael hört Stimmen	191
Michael kommt ins Internat und wieder heraus	200
Ein Leutnant erzählt seine Erlebnisse – und Michael fällt beinahe vom Baum	208
Zwei fliegen auf Suche	217
Ein Schuh kommt durch die Luft	225
„Jawohl, Herr Präsident“	238
Bobo will auch mit	248

Vorwort

Vorworte sind langweilig. Als ich so alt war wie ihr, habe ich sie immer überblättert. Später las ich sie – nur um festzustellen, wie recht ich als Kind gehabt hatte, es nicht zu tun: Sie bleiben langweilig! Ich bin also niemandem böse, der dieses Vorwort hier überblättert, obgleich es so kurz ist – eigentlich nur ein Vorwörtchen –, dass es sich beinahe nicht lohnt, es nicht zu lesen.

Als das Buch „Insu-Pu“ fertig war und ich es zweimal durchgelesen hatte (einmal wegen Inhalt und einmal wegen Kommas, die kann ich nämlich nicht gut), gab ich es einigen Freunden zu lesen. Meine Freunde, denkt ihr vielleicht, sind ältere Damen und Herren mit Schnurrbärten. Irrtum! Meine Freunde sind Hans und Walter von nebenan; Liesel und Ellen, die kleine schwarze Ellen, die vor einem Jahr mein Portemonnaie auf der Straße fand, und die – als ich sie zum Dank in eine Konditorei einladen wollte – mich bat, ihr lieber eine Hyazinthenzwiebel zu schenken.

Walter und Liesel, Hans und Ellen trafen sich nach vollendeter Lektüre bei mir zu Himbeersaft und Fruchtwauffeln und zogen über mein Buch her. Ich hatte mindestens solches Herzklopfen wie ihr in der Schule, wenn der Lehrer euch die Aufsatzhefte zurückgibt.

Liesel war als Erste fertig mit ihrem Urteil: „Na ja, ganz nett! Manchmal sogar spannend!“ Hans war schon etwas umständlicher. „Ist denn das wirklich alles passiert?“, fragte er. „Gibts denn so eine Insel – und solche Kinder? Oder hast du dir das alles nur ausgedacht?“

Ich wurde verlegen.

Walter aber ... Walter, müsst ihr wissen, wird einmal Professor; er ist furchtbar gründlich und so gelehrt, dass ich den größten Respekt vor ihm habe. (Er war es zum Beispiel, der mir das Wort „Schiffahrt“ verbesserte. Ich hatte es mit zwei f geschrieben, und er erklärte mir

streng, dass dies nach den Regeln der deutschen Rechtschreibung ganz unzulässig sei.) Walter also machte Schwierigkeiten. „Das Buch ist ganz hübsch“, sagte er herablassend, „aber wo liegt denn überhaupt dieses ‚Terranien‘? Und ‚Urbien‘? In meinem großen Atlas habe ich sie beide nicht finden können. Eine Stadt namens ‚Cetero‘ – ich habe eigens im Konversationslexikon nachgeschlagen – gibt es ebenfalls nicht. Und diese angebliche Insel im Ozean – also bitte: Der Vegetation nach handelt es sich um eine Südseeinsel. Auf einer Südseeinsel aber gibt es unmöglich Pelztiere wie Hasen oder Kaninchen oder wollige Schafe ... Und mein Physiklehrer hat gesagt, es ist ausgeschlossen, dass ein Flugzeug abstürzt, ausbrennt und der Sendeapparat in Ordnung bleibt. Das stimmt nicht.“

Ich war sehr niedergeschlagen.

Walter nahm einen Schluck Himbeerwasser, räusperte sich wie der Professor, der er einmal sein wird, und wollte fortfahren: „Zum Beispiel stimmt auch nicht ...“

Ellen rettete mich. „Weißt du was“, unterbrach sie ihn, „bei dir stimmt auch etwas nicht!“

Walter war tief beleidigt. Das hatte noch keiner ihm zu sagen gewagt. Dabei sah er komisch aus, denn vor lauter Empörung vergaß er, die Waffel hinunterzuschlucken, und sie ragte ihm wie ein kleines Sprungbrett aus dem Mund heraus.

„Nicht im Kopf“, beruhigte ihn Ellen. „Im Kopf stimmts bei dir glänzend. Viel zu glänzend. Aber mit deiner Fantasie haperts.“

„Ich verstehe nicht, was du meinst“, sagte Walter steif.

„Sie meint“, mischte sich Liesel ein, „dass du nie als kleiner Junge einen Bindfaden an ein Holzstück gebunden und erklärt hast, dass dies dein kleiner Pudelhund sei.“

„Ich mache mir nichts aus Pudeln“, sagte Walter.

„Na, siehst du“, fuhr Ellen fort. „Und du machst dir auch nichts aus Büchern, wenn du nicht ganz genau findest, wo sie sich abspielen. Mir zum Beispiel ist es ganz gleich, ob die Stadt ‚Cetero‘ auf der Erde liegt oder auf dem Mond. Warum soll ein Land nicht ‚Terranien‘ heißen? Und warum kann es auf der großen Erde nicht vielleicht *doch* irgendwo eine kleine Insel geben, auf der Palmen und Pelztiere

und Schlangen und Ziegen und alles durcheinander vorkommen? Dein Physiklehrer, siehst du, der macht es auch so. Der rechnet sich aus: Auf tausend abgestürzte Flugzeuge kommen tausend kaputte Sendeapparate. Und was ist mit dem tausendeinten?“

Walter knurrte unüberzeugt.

„Es ist nicht wichtig“, fuhr Ellen unbeirrt fort, „ob die Geschichte tatsächlich passiert *ist*. Wichtig ist, dass sie hätte passieren *können* ... dass sie ... es muss ja nicht gerade ...“ Sie verwirrte sich plötzlich, kam ins Stottern und brach ab.

Liesel nickte. Auch Hans schien zu begreifen. Walter hatte endlich die Waffel hinuntergekaut und sah nicht mehr komisch, sondern nachdenklich aus.

„Schenkst du mir dein Buch, wenn es gedruckt ist?“, fragte er schließlich.

Ich versprach es ihm.

Ein Brief wird geschrieben

„Da haben wir wieder einmal Glück gehabt“, sagten die Mütter, als die Alarmsirenen das Zeichen gaben, dass die Flieger weitergezogen waren und die Gefahr für diesmal vorbei sei. Dann packten sie ihre Kinder ein, schleppten sie in die Wohnungen hinauf und stopften sie in die Betten ... „Und nun schlaft nur rasch, es ist bald Morgen!“ Leicht gesagt, schlaft nur rasch! Die halbe Nacht hatten die Kinder im Keller zugebracht. Auf dem Schoß der Mutter, auf harten Bänken, auf der Erde sogar. Sie hatten dicke Pullover und Mäntel über ihren Pyjamas angehabt und Wollpantoffeln an den Füßen. Aber auf die Dauer war es doch eisig da unten, und wenn sie gegen Morgen aus den Kellern zurückkamen, so waren die Kinder oft ganz steif vor Kälte. Sie klammerten ihre Hände um die heißen Teetassen und gaben acht, wie das Getränk angenehm heiß hinunterterrann. Lagen sie dann glücklich in ihren Betten, ordentlich zugedeckt und mit einer Wärmflasche auf jeder Seite, um noch die drei Stunden bis zum Schulbeginn zu schlafen, so rutschten sie im Traum hin und her, wurstelten Decke und Kopfkissen durcheinander und fantasierten von Krieg und Bombenangriffen. Manchmal schrien sie dabei, sodass die Mutter sie wecken und beruhigen musste. Und kaum waren sie dann im ersten guten Schlaf, ging auch schon der Wecker: Es war sieben, und sie mussten aufstehen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen.

Kein Wunder, dass die Kinder blass aussahen und nervös waren. Sie mochten nicht mehr so herumtoben wie früher, sondern schlichen still und wie krank umher. Natürlich machten sich die Erwachsenen Sorgen. Viele tausend Kinder wurden aufs Land geschickt, in Bauernhäuser und auf große Gutshöfe. Dort hatten sie außer ihrer Nachtruhe auch noch Milch und Eier, so viel sie wollten, und Honig und Butter; und wenn sie Lust hatten, konnten sie sich ins Heu legen, und kleine

Kälber leckten ihnen die Hände ab. Aber nicht alle Kinder konnten aufs Land fahren; die meisten mussten in der Stadt bleiben.

Eines Nachts, als Frau Morin mit ihren beiden Jungen Stefan und Thomas nun schon die vierte Stunde im Luftschutzkeller hockte und ihnen bereits alles weh tat vom harten Sitzen, sagte sie zu Frau Bantock gegenüber: „Frau Bantock, wir Großen wissen, dass alles einmal ein Ende hat. Aber für Kinder ist das viel schwerer zu verstehen. Eine Schande ist es, wenn man sieht, wie sie herunterkommen! Mein Großer hat zwei Kilo abgenommen. Wirklich, es bricht mir das Herz!“

„Das darf es nicht“, sagte Thomas entschieden. „Wenn Papi auf Urlaub kommt und sieht, dass dein Herz gebrochen ist, wird er sich furchtbar ärgern, und der ganze Urlaub ist futsch. Mein Papi ist schließlich Doktor!“, setzte er hinzu, wobei er Frau Bantock belehrend ansah. „Der merkt immer gleich alles!“

„Rede keinen Unsinn“, sagte Stefan zu ihm. „Gebrochenes Herz ist keine Krankheit, sondern nur so ein Ausdruck.“

„Aber Papi würde es *doch* gleich merken“, beharrte Thomas und war böse. Er konnte seinen großen Bruder gut leiden und war meistens sogar stolz auf ihn. Aber manchmal war Stefan so gemein, wie nur größere Brüder zu kleineren sein können. Dann tat er grässlich erwachsen, und er, Thomas, der doch nur vier Jahre jünger war, hatte das Gefühl, ein albernes Baby zu sein. Besonders seit Stefan Latein lernte, seit zwei Jahren nämlich, war es sehr schlimm geworden für Thomas, der sowieso nicht viel von der Schule hielt und lieber Rollschuh lief als Hefte vollkritzelte.

„Wenn ich denke“, sagte Frau Morin zu Frau Bantock weiter, „dass in anderen Ländern Kinder jetzt in ihren Betten ruhig schlafen und von friedlichen Dingen träumen ...!“

„Von Marzipan“, sagte Thomas.

„Wo zum Beispiel?“, fragte Stefan. „Ich meine, in welchen Ländern? In Terranien?“

„Zum Beispiel in Terranien“, sagte Frau Morin. „Dort ist kein Krieg.“

„Warum fahren wir dann nicht sofort hin?“, fragte Thomas.

Keiner antwortete. Die Großen lächelten müde, und Frau Bantock sah aus, als ob sie sagen wollte: „Ach Gott, der kleine Schwachkopf.“

Thomas konnte sie sowieso nicht ausstehen, weil sie immer verbot, das Treppengeländer herunterzurutschen, und weil sie nach Motenpulver roch und auch sonst eine ekelhafte alte Tante war.

Da aber hatte Stefan einen seiner großen Momente und nahm sich des jüngeren Bruders an. „Eigentlich hat Tom ganz Recht“, sagte er. „Warum fahren wir nicht nach Terranien? Ich meine, wir Kinder, Mami! Wenn wir an den Präsidenten einen Brief schreiben und ihn bitten, eine Versammlung zu machen, eine Versammlung von allen terranischen Eltern, deren Kinder nachts ruhig schlafen können! Wenn er sie fragt, ob sie nicht noch ein paar Betten aufstellen könnten – jeder eines nur –, damit die hiesigen Kinder einmal wieder richtig zur Ruhe kommen! Wie fändest du das?“ Er sah seine Mutter gespannt an. Thomas hatte rote Ohren vor Eifer. Die Umsitzenden schwiegen trübe. Frau Bantock atmete heftig durch die Nase und sagte: „Gott, wie dumm so ein Kind redet!“ Aber da legte die Mutter ihre Hand sanft auf Stefans Schulter und antwortete: „Wenn du meinst, kannst du ja dem terranischen Präsidenten einen Brief schreiben!“

Da erhob sich Frau Bantock, obwohl das Entwarnungssignal für den Luftangriff noch nicht gegeben worden war, und verließ den Luftschutzkeller mit streng abweisender Miene. Noch ihr Rücken sah im Abgehen beleidigt aus, als ob er sagen wollte: „Bei einer Mutter, die ihre Kinder bei derartigen Dummheiten unterstützt, kann ich nicht sitzen bleiben.“

Als Stefan am nächsten Mittag aus der Schule kam und seiner Mutter beim Abwaschen geholfen hatte, setzte er sich umständlich an seinen Tisch und riss ein weißes Doppelblatt aus der Mitte eines Heftes heraus.

„Weil es keine Linien hat“, sagte er zu Thomas, der daneben stand. „Man kann an den terranischen Präsidenten nicht auf Linien schreiben!“

„Warum kann man das nicht?“, fragte Thomas.

„Weil es babyhaft ist und er den Brief gar nicht lesen würde“, belehrte ihn Stefan. Dann schrieb er oben links das Datum, und oben rechts in die Ecke schrieb er: Betreff: Dormire necesse est!

„Was heißt das?“, wollte Thomas wissen, „und was ist ein Betreff?“

„Du fragst so viel, es ist nicht zum Aushalten! Alle ordentlichen Briefe haben einen Betreff. Dann weiß der, der ihn kriegt, gleich, worum es sich handelt.“

„Aha“, sagte Thomas und versuchte ein verständiges Gesicht zu machen, obwohl er genauso schlau war wie vorher. Aber das brauchte Stefan mit seiner Bildung nicht zu wissen. „Und was heißt: Dormire? Ist das lateinisch?“

„Dachtest du, chinesisch?“, fragte Stefan gereizt zurück. „Das heißt: Schlafen tut Not! – Ich habe es erfunden. Eigentlich sagten die alten Römer: Navigare necesse est – das heißt: Schifffahrt tut Not –, aber das passt nicht so gut.“

„Wieso passt es nicht?“, warf Thomas ein. „Wenn wir nach Teranien wollen, *müssen* wir ja auf einem Schiff fahren. Über den Ozean!“ Das setzte er sehr großartig hinzu und machte seine Lippen ganz schmal vor lauter Genugtuung, weil er auch einmal etwas Kluges gesagt hatte.

„Aber es handelt sich nicht um den Ozean, sondern ums Schlafen“, sagte Stefan ärgerlich, „und wenn du mich jetzt nicht in Ruhe lässt, fliegst du achtkantig hinaus!“

Darauf verhielt sich Thomas still und sah zu, wie sein Bruder schrieb:

Sehr geehrter Herr Präsident!

Da mein Vater Major ist (beim 2. Regiment) und deshalb meistens nicht zu Hause, so hat mich meine Mutter geben, diesen Brief an Sie zu schreiben.

„Was hat es damit zu tun, dass Papi Major ist?“, fragte Thomas.
„Du sollst mit deinen dummen Fragen aufhören! Halt jetzt gefälligst das Maul.“

„Maul ist kein schönes Wort, sagt Mami“, bemerkte Thomas mit so zarter Stimme, als ob er ein Prinz aus Porzellan wäre. „Und übrigens ist es gelogen, dass sie dich *gebeten* hat, den Brief zu schreiben, sie hat nur ...“

„Raus!!!“, brüllte Stefan. „Rrrraus mit dir!“ Und er sprang auf, erwischte Thomas am Kragen und warf ihn regelrecht zum Zimmer hinaus. Als er wieder saß und die Feder gerade neu ansetzte, öffnete sich die Tür vorsichtig, und Thomas, der Gründliche, beendete seinen Satz durch den Spalt: „... sie hat nur gesagt, wenn du *meinst*, kannst du ja so einen Brief schreiben! Mehr nicht!“

Stefan hob sein lateinisches Lexikon hoch und zielte nach der Tür. Es war ein ziemlich dickes Buch – und die Tür schloss sich augenblicklich. Von draußen fragte Thomas noch freundlich, als ob nichts gewesen wäre: „Liest du ihn vor, wenn du fertig bist, oder schickst du ihn ohne mich ab? Ich möchte einen Gruß darunterschreiben.“ Als er keine Antwort bekam, trollte er sich zu seiner Mutter ins Wohnzimmer. Sie stopfte Strümpfe und war deshalb nicht besonders gut auf ihn zu sprechen. Denn Thomas hielt den Familienrekord in großen Löchern.

„Mami“, sagte er wichtig, „Stefan schreibt den Brief. Du weißt schon, den von heute Nacht. Keiner darf ihn stören. Ich gehe hinunter – spielen.“

„Aber es regnet doch, du wirst vollkommen nass werden!“

„Na und?“, machte Thomas. „Das macht doch nichts!“ – Und wupps, war er draußen, rutschte bäuchlings das Geländer hinunter und lief in den Hof. Er steckte zwei Finger in den Mund und pfiiff. Daraufhin erschien im zweiten Stock ein Mädchenkopf im Fenster und fragte: „Was ist los?“

„Komm herunter“, rief Thomas. „Bring den Ball mit.“

„Es regnet doch“, schrie das Mädchen zurück.

„Zimperliese, Seifenpuppe!“, johlte Thomas.

Der Ball kam durchs Fenster herab, und bald darauf erschien auch

seine Besitzerin im Hof. Thomas machte sich nicht viel aus ihr, aber sie war besser als nichts.

„Ich kann nämlich nicht in unser Zimmer“, sagte er wichtig. „Mein Bruder schreibt einen Brief an den Präsidenten von Terranien.“

„Du schwindelst ja!“, sagte das Mädchen.

„Nein, wirklich“, beteuerte Thomas, „einen richtigen Brief mit Betreff, und alles auf Latein!“

Es kam schließlich nicht darauf an, ob sie etwas angelogen wurde oder die genaue Wahrheit erfuhr. Hauptsache: sie staunte – und das tat sie!

Der fertige Brief sah so aus:

Cetero in Urbien, 21. Oktober 1942

Betreff:

Dormire necesse est!

Sehr geehrter Herr Präsident!

Da mein Vater Major ist (beim 2. Regiment) und deshalb meistens nicht zu Hause, so hat mich meine Mutter gebeten, diesen Brief an Sie zu schreiben.

Wie Sie oben ersehen, ist es wegen der hiesigen Kinder, der Kinder aus der Stadt Cetero im Lande Urbien, die seit Monaten wegen des Krieges nicht mehr richtig ins Bett gekommen sind und die sich einmal ausschlafen müssen. Zu diesem Zwecke wollen wir nach Terranien, weil wir gehört haben, dass dort nachts keine Fliegeralarme sind und man wie im Frieden schläft.

Lieber Herr Präsident, ich bin zwar erst 13 Jahre alt und Frau Bantock, unsere Nachbarin, findet es frech, dass ich an Sie schreibe. Aber ich denke, wenn Sie eine Elternversammlung zusammenrufen, eine ganz große, oder es durch die Zeitung ankündigen lassen, und wenn Sie den Eltern sagen, wie wir hier jede Nacht im Keller sitzen und müde sind und nicht schlafen können, dann werden sie

uns sofort einladen. Die Eltern, meine ich. Und wir werden gerne kommen.

Das verspricht Ihnen hochachtungsvoll

Ihr dankbarer

Stefan Morin

Post scriptum:

Ich bitte um baldige Antwort.

„Das ist ein feiner Brief“, fand Thomas, der sich ins Zimmer geschlichen hatte, während Stefan der Mutter sein Werk vorlas. „Jetzt brauch ich nur noch Grüße dazuzuschreiben, dann kann er gleich weg!“

Stefan wollte nicht recht. Er behauptete, der Brief würde ohne seines Bruders Unterschrift besser aussehen, weil Thomas immer überall Kleckse mache. Aber als auch die Mutter ihn darum bat, gestattete er, dass der Kleine „Beste Grüße von Thomas Morin“ darunterkritzelte.

Und als wider Erwarten kein Klecks die Sache verzierte, malte er wenigstens noch einen mächtigen Kringel unter seinen Namen.

Dann gab ihnen die Mutter ein Kuvert, und Stefan schrieb hinten den Absender drauf und vorne mit Druckbuchstaben:

*AN DEN
PRÄSIDENTEN VON TERRANIEN
BELMONT
PRÄSIDENTEN-PALAIS*

Als schon die Marke klebte, holte Stefan noch seinen Rotstift und malte schräg in die untere Ecke rechts: EILT!!! Dann brachten sie beide den Brief hinunter und warfen ihn in den Kasten.

Der Brief kommt an

Der Präsident von Terranien war ein alter Mann, der den ganzen Tag Sitzungen und den Kopf voller politischer Sorgen hatte. Außerdem hatte er noch einiges andere, zum Beispiel: eine Villa aus weißem Marmor mit einem Park dahinter, drei Foxterrier, die dort herumbellten, zwei Autos, ein altes, schwarzes und ein neues, graues. Ferner hatte er eine feine Motorjacht, auf der er seine Ferien verbrachte. Er hatte vier Sekretäre, die in einem riesigen Zimmer saßen, das ganz mit rotem Samt tapeziert war. Sie taten von morgens bis abends nichts anderes als Briefe lesen, die von überall aus der weiten Welt an den Präsidenten geschrieben wurden. Er hatte außerdem zwei Enkelkinder, Susi und Michael, die er nach Herzenslust verwöhnte, obgleich er als echter Großvater sich einbildete, dass er sie streng behandle.

Er hatte Rheumatismus im linken Bein und einen Masseur, der ihn jeden Morgen massieren musste.

Und was hatte er noch?

Er hatte furchtbar viel zu tun!

Das stellten auch Michael und Susi zum neunundneunzigsten Male fest, als sie eben im Korridor des Präsidenten-Palais einen der vier Sekretäre trafen und ihn fragten, wie lange die Konferenz wohl noch dauern werde. Der Großvater hatte sie für fünf Uhr bestellt, um mit ihnen Eis essen zu gehen; und nun war es längst halb sechs, und er saß immer noch im Konferenzraum und redete.

„Es ist äußerst schwierig mit diesem Großvater“, sagte Susi, die immer glaubte, sie müsse wie eine Erwachsene reden, weil sie vor Kurzem vierzehn geworden war. „Er ist unglaublich unzuverlässig mit seinen Verabredungen. Ich bin extra aus meiner Tanzstunde früher weggegangen.“

„Nichts gegen Ihre Tanzstunde“, sagte der Sekretär, „aber der Herr